



DER SPIEGEL

für Kunst, Eleganz und Mode.

Vierzehnter Jahrgang.

Halbjähriger Preis 4 fl., mit Postversendung 5 fl. Auf Velinpapier mit ersten Kupferabdrücken 5 fl. u. postfrei 6 fl. 2 M. — Man pränumeriert im Kommissionsamt zu Oden (Zehlung, aufgehalt des Wasserthors), in E. Willers u. J. Wagners Kunsthandl. in Pesth u. bei allen k. k. Postämtern.

62.

Mittwoch, 4. August.

1841.

Die Geige.

(Ein Londoner Lebensbild.)

In einem abgelegenen Theile Londons wohnte in einem ärmlichen Hause ein Mann, Namens Job, d. h. Hiob, seines Gewerbs ein kleiner Fischhändler, a little fishmonger, wie in London diejenigen heißen, die am frühesten Morgen auf einem der Hauptfischmärkte die Waare kaufen, welche sie dann den Tag über feilbietend durch die Straßen tragen. Jobs steter Begleiter war ein kleiner, ausgezeichnet häßlicher Hund, Namens Tickle, oder Kistlich, und wenn dieser seinen Namen mit vollem Recht, so führte Job den seinigen mit eben so vollem Unrecht; er führte ihn zum Hohn und Trotz aller Regeln christlicher Geduld. Das Sprichwort: wie der Herr, so sein Knecht, hätte bei Job und Tickle, und nicht in moralischer Beziehung allein, lauten können: wie der Herr, so sein Hund. Job hinkte auf beiden Füßen, Tickle lahnte auf allen Vieren; Tickle knurte Jedermann an, Job war gegen Jedermann unfeindlich; Tickle zankte mit allen Katzen, Job mit allen Köchinnen. Sobald daher Jobs Ruf einer der Straßen nahte, die er zu begeben pflegte, war das gleichsam ein Signal für alle Katzen, Reißaus zu nehmen, für alle Köchinnen, ein Pelontoufeuere zu eröffnen; denn obwohl alle Köchinnen mit Job zankten, kauften doch alle von ihm; seine Fische waren gut, das Brett, auf welchem er sie trug, mit einem schnee-

weißen Tuche und die Fische mit reingewaschenem Grase bedekt. Seinem politischen Glauben nach gehörte Job zu den gemäßigten Radikalen. Früher war er Ultra gewesen, davon aber seit dem Abende zurückgekommen, wo er im Bierhause, das er bisweilen besuchte und welches der Versammlungsort der politischen Kannegießer seines Distrikts war, hören mußte, das Menschengeschlecht solle ein neues Recht, unter dem Titel: Socialismus und dadurch mehr Freiheit erhalten, als die eifrigsten Radikalen, ja selbst die Stimmführer der Chartisten sich je träumen lassen, nämlich das Recht jedes Ehrenmannes, nach Belieben eine andere Frau, und das Recht jeder Chefrau, nach Belieben einen andern Mann zu nehmen. Da hatte Job einen speziellen Fall supponirt, einen, der ihm um deswillen nahe lag, weil er sich bewußt war, seine gute, sanfte, immer noch hübsche Marie zu Zeiten ungebührlich streng behandelt zu haben; er hatte supponirt, Marie nähme wegen der Unverträglichkeit seines Charakters einen andern Mann, und was, hatte er sich gefragt, was sollte dann aus ihm, aus den drei kleinen Jobs und aus Tickle werden? Ohne die Frage zu beantworten, war er schweigend nach Hause gegangen, hatte mehrere Abende das Bierhaus nicht besucht und später geäußert, es dünke ihm, man treibe die Rechte des Menschengeschlechts zu weit, und er sei fast entschlossen, in den Mäßigkeitverein zu treten. Letzteres hatte er jedoch nicht gethan, wie er denn auch im Ganzen seiner politischen Farbe treu blieb und deshalb jedem, der in der wohlwollenden Absicht, ihn zu ärgern, den kleinen Fischhändler fragte: was er sei, nach der Wahrheit und mit einem Tone, der den Frager regelmäßig zum Schweigen brachte, die Antwort gab: »Was ich immer gewesen, Ihr Hans Hasensuß.«

Freunde im wahren Sinne dieses Wortes hatte Job nicht. Selbst die sanfte Gesährtin seiner Mühen, die gutmüthige Trägerin seiner Launen, fürchtete ihn, und hörten seine Kinder ihn kommen, gingen sie ihm gewiß aus dem Wege. Ehe in einer Woche drei seiner Kinder am Scharlachfieber starben, zählte er deren sechs. Im Schnee eines Dezembervorgens verließen die drei kleinen, schwarz verhüllten Särge das ärmliche Haus. Sie standen insgesammt auf einer Bahre, welche vorne der Leichenbestatter, hinten ein gefälliger Nachbar trug. Job und sein weinendes Weib folgten; Beiden folgte der Hund. Der bescheidene Zug sah sehr traurig aus, und doppelt schwarz auf dem silbernen Schnee. Aber Job vergoß keine Thräne, dankte nicht einmal den Nachbarn, die sich dem Zuge angeschlossen, und regte sich etwas in seiner Brust, so zerbröckelte er es mit eiserner Gewalt. Im ganzen Kirchspiele galt Job für den härtesten, strengsten, unkeusamsten Menschen, aber auch für den ehrlichsten und wahrhaftigsten. Sein Wort wurde nie bezweifelt, seine Ehrlichkeit nie in Frage gezogen, er war einer von denen, für welche es lediglich keine Rücksichten gibt. Vor Niemand rückte er seine Seehundsmütze, und nur ein einziges Mal war er gegangen, eine Merkwürdigkeit zu sehen, einen auf dem Hungerfordmarke wegen seiner ungeheuern Größe zur Schau gestellten Stör. Auch das konnte er sich lange nicht vergeihen. »Ich bin ein Narr gewesen,« sagte er; »denn am Ende war es doch weiter nichts als ein großer Fisch.« Er lachte nie und klagte nie. Bloß von Eitelkeit war er nicht ganz frei. Sein »line hadlock and live so!« rief er mit eigenthümlichen, angenehmen Modulationen, und wenn er »lobsters« rief, wußte er auf die erste Sylbe: lob-hh, einen eigenthümlichen Nachdruck zu legen, und die zweite: sters, mit einem zu sta-hi-hi-ers ausgedehnten Triller folgten zu

lassen, b
eine Köc
recht hü
auf an,
Stimme
er lobst
hinauf,
U

ter für
legen sa
umhergi
der ihm
Herrn g
ner Sai
wenn ei

D

meßlich
die Leid
ich dort
Häringe
seine W
in's Nu
von sein

auf den
laufe si
und bra
aus; al
zur not
Dame

eine G
etwas h
Mein v
sagten,
zu einer
Cure C
und hin

war. I
aber zu
letzte F
I

je. Det
er verk
seine F
Augen
einst di
Kaffen
er vor

lassen, daß der Gesammttruf wirklich melodisch klang. Da äußerte eines Tags eine Köchin gegen ihn: »Meine Frau sagt, wenn Ihr lobsters ruft, klingt es recht hübsch.« — »Sagt sie das?« erwiderte Job, »nun, 's kommt nichts darauf an, ich rufe wie ich rufe; um ihretwillen kann ich mir keine andere Stimme anschaffen.« — So oft jedoch Job in die Nähe dieses Hauses kam, rief er lobsters mit allem ihm möglichen Wohlklang, und schaute nach den Fenstern hinauf, als wolle er sagen: »He, Madame, war's so recht?«

Ueberhaupt würden Diejenigen sich geirrt haben, die den kleinen Fischhändler für gefühllos gehalten hätten, weil er ohne Thräne drei Kinder in ein Grab legen sah, seine gute Marie oft mißhandelte, ein Brummbar in der Nachbarschaft umherging, seine Grobheit zum Sprüchworte geworden, mit Jedermann zankte, der ihm Fische abkaufte, und den treuesten Hund, der je den Schritten seines Herrn gefolgt, bisweilen halb abprügelte. Jobs verkorpeltes Herz war mit eiserner Saite bezogen, die sanft berührt, den weichen Ton der Klotzharse hatte, wenn ein Lusthauch am stillen Abend darüber hinzieht.

Die Entbehrungen und Leiden der untern Stände in London mögen unermesslich sein. Wir als Deutschen sind sie vielleicht minder hart erschienen; ich kenne die Leiden und Entbehrungen der Armen in Deutschland. Dennoch hatte auch ich dort genug gesehen, um errathen zu können, weshalb Job nach und nach Heringe statt Schellfische, und Sprotten statt Hummer feil trug, weshalb seine Wangen bleicher wurden und Tickle jeden Fleischerladen nicht allein schärfer in's Auge faßte, sondern wirklich eines Tags einen Knochen stahl, wofür er von seinem Herrn harte Schläge bekam. Mistress Job ging nicht mehr wie sonst auf den Markt, und wurde sie nach der Ursache gefragt, versicherte sie, es laufe sich Auenb's besser. Als die Armuth ansich sichtbar zu werden, fiel Job und brach einen Arm. Seine blasse Frau trug nun eine Zeit lang die Fische aus; aber Viele hörten ihren Ruf nicht; ihre schwache Stimme vermochte nicht zur nothwendigen Stärke eines Londoner Rufs anzuschwellen. Eine mitleidige Dame erhielt Nachricht von dem Glende in Job's Hause. Sie ging hin, ihm eine Gabe zu bringen. Unglücklicherweise war Job allein. »Kann ich Euch mit etwas helfen?« fragte sie. — »Nein!« antwortete Job, und der Soa seines Nein verletzete die mitleidige, aber reizbare Dame. — Job genas. Die Leute sagten, er sei völlig hergestellt. Dennoch verringerte sich das Duzend Heringe zu einem Häufchen Sprotten. — »Job«, fragte einmal eine Köchin, »könnt Ihr Eure Sprotten als frisch verbürgen?« — »Nein,« schrie Job und ging weiter, und hinter ihm drein tief nur der Schatten von dem, was Tickle einst gewesen war. Die Frage wurde zweis, dreimal wiederholt. Job war betrogen worden, aber zu ehrlich, andere zu betrügen. »Nein,« schrie er als Antwort auf die letzte Frage, und warf die Sprotten in einen Graben.

Jobs Hauswesen war von jeher ärmlich gewesen; jetzt war es ärmer als je. Bett und Bettgestell, Kommode und Wanduhr, eins nach dem andern hatte er verkauft. Da kauerten an dem Tage, wo er die Sprotten weggeworfen, seine Frau und Kinder vor dem feuerlosen Herde und sahen sich mit hungrigen Augen an, als Job eintrat und ohne Weiteres nach dem Nebenzimmer ging, einst die Schlafstube. Er schloß die Thür ab, öffnete einen mit Staub bedekten Kasten, der im Winkel lag, und nahm eine alte Geige heraus. Rizzio, wenn er vor seiner Königin die Harse spielte, kann es nicht mit innigerem Gefühle

gethan haben, als mit welchem Job den staubigen Bogen über die zwei letzten Saiten seiner geliebten Geige strich. — »Pisch!« flüsterte Marie ihren Kindern zu und brach in Thränen aus. — »Soll ich tanzen, Mutter?« flüsterte das älteste Kind mit blauen, zitternden Lippen; »der Vater hat nie Musik gemacht, seit die Brüderchen gestorben sind.« — Nach einer Weile kam Job heraus, den Geigenkasten unterm Arm. »Job!« rief seine Frau, »du willst doch die Geige nicht verkaufen? Wie oft hast du gesagt, Job, nur der Tod solle dich von deiner Geige trennen! Du hast sie nun siebenundzwanzig Jahre. Verkaufe sie nicht, Job! So oft du die Geige spieltest, warst du freundlich mit uns. Sie erweichte dein Herz, sie war unser Freund. Ich habe immer gedacht, die Zeit wird schon kommen, wo er wieder spielt.« — Ohne Antwort verließ Job das Haus. Ungesäumt ging er vorwärts, und sein fester, kurzer Schritt, sein gefenkter Kopf und seine gespannten Muskeln deuteten hinlänglich an, daß er entschlossen war, auszuführen, was er sich vorgenommen, und daß dieser Vorsatz für ihn von Wichtigkeit war. Er nahm seinen Weg nach dem Bierhause, wo er zuerst von den Vortheilen des Socialismus gehört. »Wenn,« dachte er, »wenn die Leute dort wünschen, daß wir Alle Alles gemeinschaftlich haben sollen, werden sie wohl auf das Ausspielen meiner armen Geige jeder einen Schilling wagen.«

(Beschluß folgt.)

Ein englisches Kunststück.

In der Stadt Leeds, in der englischen Grafschaft York, am Aire, hat sich folgender merkwürdiger und schauerhafter Vorfall ereignet. Ein gewisser Dickson D'Vaddy, ein Irländer von Geburt, produzierte sich daselbst mit einem Kunststück ganz besonderer Art, das er auf dem Anschlagzettel groß und breit ankündigte, und von dem man nicht wohl umhin konnte, einzugesehen, so etwas noch nie gesehen zu haben. Der Anschlagzettel Dickson D'Vaddy's lautete: »Dickson D'Vaddy, Wundarzt, Landemann des großen Agitators, wird morgen, Donnerstag eine große Vorstellung mit den unempfindlichen Kindern geben. Erster Theil: Der junge Tom, 16 Jahre alt, wird sich ein Federmesser in das Fleisch bohren lassen, ohne ein Schmerzzeichen zu geben. Zweiter Theil: Der junge Karl Beginen wird sich selbst vier Messerstücke in den Arm verfezen, ohne Schmerzen zu zeigen. Dritter Theil: Die kleine Julie, Kind von fünf Jahren, wird ihre Hand auf ein brennendes Kohlenbelen legen, und sie daselbst eine und eine halbe Minute liegen lassen, ohne einen Laut von sich zu geben. Die Plätze kosten ein Pfund Sterl. Damen werden nur in elegantem Kopfschmuck zugelassen.« — Man kann leicht annehmen, daß die Menge in D'Vaddy's Vorstellung nicht auf sich warten ließ. D'Vaddy hielt die Versprechungen des Anschlagzettels. Die Kinder schritten gegen das Amphitheater vor, und ließen sich gespitzte Messer in das Fleisch stecken — das Blut spritzte heraus, und demungeachtet lächelten sie so anmuthig, wie eine Tänzerin der großen Oper. — Es regnete Guineen in D'Vaddy's Kasse; als plötzlich eine Mistress Gingebred mit einer Klage gegen den Gauller auftrat: er habe ihr Kind gemordet. Mistress Gingebred war von guter Familie aus Wakefield. Der Körper des Gemordeten lag vor der Jury ausgebreitet. Das Kind schien sieben Jahre alt gewesen

zu sein. Der Tod veranlaßte ihm ihr Rechte. Er sind durch daß ich le Blut, so ich gebe Vorauß, nichtß. — »Es war »Woher figuriren, einem Be essen; es Das ist jene schmerstrolöstraut, sie Die Zeug in den Pfunden wegen des schlag auf Pfund Kindes, die öffent

Maab. Wie ich soll, wie wo es hi nung über solchen wo ich an ne, gebie meinem hen. D und mich richt besterford

zu sein. Am Arm des Kindes bemerkte man zwei klaffende Wunden, die den Tod veranlaßt hatten. — Der Angeklagte sagte aus, Mistres Gingerbread habe ihm ihr Kind vermietet, wie das immer geschehe, wenn er in einer Stadt arbeite. Er habe ihr gesagt: »Madame, die Wunden, die ich den Kindern beibringe, sind durchaus ungefährlich, wenn die Kinder gesund sind; ich setze mich sehr vor, daß ich keinen Nerv und keine Muskel treffe; haben aber die Kinder schlechtes Blut, so kann die Wunde sie tödten. Ueberlegen Sie sich daher Alles wohl; ich gebe Ihnen 50 Gineen für den kleinen William; aber ich sage es Ihnen im Voraus, überlegen Sie sich es wohl, hat er eine Krankheit, so haste ich für nichts. — Der Chef der Jury: »Hatte das Kind einen Fehler?« — Dickson: »Es war skrofutös, die Aerzte haben solches bestätigt.« — Der Chef der Jury: »Woher kommt es, daß die Kinder, die in Eurem schauerhaften Schauspiel figuriren, keinen Schmerzenslaut von sich geben?« — Dickson: »Das kommt von einem Verfahren, dessen Erfinder ich bin. Die Patienten müssen nämlich Seife essen; es genügt, die Nerven zu betäuben, und allen Schmerz zu verhindern. Das ist so wahr, daß die meisten Kinder einschlafen, während man mit ihnen jene schmerzhaften Versuche vornimmt.« — Die Gingerbread gab zu, ihr Kind sei skrofutös gewesen; sie habe es D'Vaddy nur aus dem äußersten Elend anvertraut, sie verlange 300 Pfund Sterl. Entschädigung wegen seines Todes. — Die Zeugen sagten aus, das Kleine habe in der That unter Lächeln zwei Stiche in den Arm erhalten, ohne eine Klage auszusprechen, es habe nur Furcht empfunden als es sein Blut habe fließen sehen. Die Jury verurtheilte Dickson, wegen des Attentats auf die Gesundheit der Mitbürger, und weil er einen Todschlag aus Unvorsichtigkeit begangen habe, zu zehnjähriger Deportation und 500 Pfund Sterl. an den Staat. Mistres Gingerbread: Und ich, die Mutter des Kindes, soll nichts erhalten? — Der Prääsident: »Sie, Madame, verdienen nur die öffentliche Verachtung; Sie sind die Ursache des Todes Ihres Sohnes.

Portfolio der Meinigkeiten und Ansichten.

Theater.

Naab. (H. r. u. M. a. d. K. e. t. t. i. c. h.)
Wie ich mein heutiges Referat beginnen soll, weiß ich wahrlich nicht, noch nie besand ich mich bei einer Gelegenheit, wo es hieß ein Urtheil, oder eine Meinung über Etwas abzugeben, in einer solchen Verlegenheit, als gerade heute, wo ich am notwendigsten Worte, schöne, gebiegene Worte nöthig hätte, um meinem gepreßten Herzen Luft zu machen. Doch ich will ganz ruhig bleiben und mich nur auf einen einfachen Bericht beschränken, denn über solche außerordentlichen Leistungen ein Urtheil zu

fällen, halte ich mich nicht berufen. — Hr. u. Mad. Kettich, vom k. k. Hoftheater, gaben auf ihrer Durchreise von Pesth »Griseledis«, »komm her!«, die Deklamation »das Lied vom Frauenherzen« von Saphir, u. »Gabriele.« Mad. Kettich leistete in allen diesen Piecen wirklich Unglaubliches. Man kann sich die Auffassung der Griseledis, dieser Apotheose der weiblichen Liebe, und des ganzen so unendlich zarten Charakters nicht richtiger, und von so außerordentlicher Wirkung denken, als dieses bei Mad. K. der Fall war; ich habe nie etwas gesehen, was dieser Darstellung an die Seite gesetzt werden könnte.

denn es ist das Vollendetste, was die Kunst zu leisten im Stande ist! Welche vielseitige intensive Kraft, welche hohe Begeisterung in Allem und Jedem, was Mad. R. darstellt, überall die vollkommensten Blüthen der höchst gediehenen Kunstbildung, überall Wahrheit mit Natur innigst verschwifert, überall blüht der göttliche Funke dieses Riesengenies durch, der uns erhebt, ergreift u. begeistert. Das Lied vom Frauenbergen war ein Meisterstück der Deklamation; ich kann dieses Gedicht längst beinahe auswendig, aber in seinem ganzen Umfange aufgefaßt, habe ich es erst jetzt. Das heißt deklamiren! ich glaube nicht, daß Mad. R. in ganz Deutschland eine Rivalin zu scheuen hat, die sie in der Deklamation übertreffen möchte. — Herr Kettich ist ein denkender, routinirter Schauspieler, der viele, sehr gelungene Momente zählte, worunter ich besonders die schöne Erzählung des Percivals im 1. Akt rechne. — Wie oft unsere geschätzten Gäste gerufen wurden, weiß ich wirklich nicht genau anzugeben, aber bei 15 Mal, mag es wohl jeden Abend geschehen sein, außerdem gab es mehrere verdiente Kränze, und nach der zweiten Vorstellung wurde ihnen zu Ehren eine große brillante Serenade, von mehreren ihrer Verehrer veranstaltet. Der 23. und 24. Juli werden in den Theater-Annalen Naab's immer als Festtage glänzen, mögen uns auch im künftigen Jahre mehrere solche genußvolle Tage beschieden sein! — Mit dem Köhler Cedric, und Tristan dem Weisen, hätte ich noch ein Wort im Vertrauen zu sprechen, aber man muß nach einen flurde Sillery kein Schlammwasser trinken! und nach einer Trüffelpastete keine lebendige Kröte speisen wollen, denn sonst würde man sich den Magen verderben. Uebrigens sorgt die Theaterdirektion väterlichst, das Kettich'sche Gastspiel durchaus nicht aus unserem Gedächtniß

zu verwischen, und gab gleich darauf an zwei Abenden: »Der Geächtete« u. der »Wahnwitzige, oder der Rosenstrauch am Plankensfels, dann: »die Drachenhöhle am Rötbelstein, oder der Hammer um Mitternacht«, mit einer Präzision zum ohnmächtig werden. — Mir ist es recht!« vielleicht der Theaterbirektion auch!
S.

Mignon-Zeitung.

Madrid. Der »Correo Nacional« erzählt unterm 15. Juni folgendes arztliche Geschichtchen: »Als vor einigen Tagen J. M. die Königin mit J. F. Hoh. ihrer erlauchten Schwester auf der Straße nach Caravanchel spaziren fuhren, spendete die Königin allen Armen, die ihr begegneten, reichliches Almosen. Da nähete sich ihrem Wagen ein kleines Mädchen. Die Königin griff nach der Börse, allein sie war leer; sie besann sich indes nicht lange, sondern zog die Schuhe aus u. warf sie der Bettlerin zu. Die Marquise von Santa-Cruz befragte hierauf J. M. mit großem Ernste, warum sie sich ihrer Fußbekleidung entledige; die Königin aber erwiderte mit eben so großer Naivität: »Schelten Sie mich nicht, das arme Kind hat mich um ein Almosen gebeten; in der Börse hatte ich keine einzige Maravedi mehr, darum gab ich ihr meine Schuhe; ich habe ja noch andere zu Hause, aber die arme Kleine hat gar nichts.«

Pariser Tabletten. Unlängst hat man auf der Seine mit den Schiffen von der Erfindung Lecteres einen Versuch gemacht. Diese Schiffe, aus wasserbichter Leinwand, sind so leicht, daß sie, ungefähr 40 Kilogram wiegend und mit 6 Mann besetzt, kaum 8—9 Centimeter Wasser ziehen. Sie fahren reisend schnell. Man gab auch ein Schauspiel eines Schiffbruchs mit diesen Schiffen, und zwar in folgender Weise. Si-

nes jener Stromaufrichte einwandförmig herbei, Wasser zu, die selbst wie erschütter Juli gespiger starr Routine deren D befestigten partemen nan, M soll man haben. I glose von ris des S lung über Tragödin gegenwärtung der machen. nem alle rung der der Dem. In einen ersbeint rote aus er den Schatten gegennin Erkenntn drücken. ihnen en einer Bes »Was w geworden Tochter clerc hat ment, über des rubini, Andere

nes jener Schiffe Schlag auf der Seine, Stromaufwärts fahrend, um. Möglich eitte ein Mann, der ein anderes Leinwandschiff trug, vom linken Seineufer herbei, entrolle dasselbe, setzte es in Wasser u. fuhr dem umgestürzten Schiffe zu, die Bemannung rettend und es selbst wieder aufrichtend. — Die Erderschütterung, die in Frankreich am 11. Juli gespürt wurde, ist mehr oder weniger stark in Paris, Tours, Nevers, Moulins, Limoges, Bourges und anderen Orten empfunden worden. Die bestigten Stöße aber erlitt das Département de Loir-et-Cher. Zu St.-Mig-nan, Montrichard, Contres, Thesée soll man den Weltuntergang befürchtet haben. Zu Rouen läutete die Kirchenglocke von selbst. — Die Revue de Paris des Siecle bringt folgende Mittheilung über den Vater der berühmten Tragödin Rachel: »Herr Felix läßt sich gegenwärtig malen, um so seine Abbildung der entferntesten Zukunft zu über-machen. Dieses Portrait besteht in einem allegorischen Bilde, dessen Ausführung der Einbildungskraft des Vaters der Dem. Rachel die größte Ehre macht. In einem prachtvoll meublirten Saale erscheint Herr Felix in einem Schlaf-rolle aus amarantnenem Sammet, indem er den Besuch und die Huldigung der Schatten von Corneille u. Racine entgegennimmt, die ihm zum Zeichen der Erkenntlichkeit u. Dankbarkeit die Hand drücken. Der Vater Rachel's aber lächelt ihnen entgegen und betrachtet sie mit einer Beschüzermiene, die da sagen will: »Was wäre aus Euch armen Schülern geworden, wenn ich Euch nicht meine Töchter gegeben hätte?« — Hr. Lec-tere hat ein neues musikalisches Instru-ment, Melophon genannt, erfunden, über dessen Brauchbarkeit die Mitglie-der des Pariser Konservatoriums, Cherubini, Huber, Berton, Halevy und Andere sich öffentlich ausgesprochen ha-

ben. Das Melophon, tragbar und in Form einer Guitarre, bietet mit seinem durchaus neuen Tone gewissermaßen die Hilfsmittel eines ganzen Orchesters dar; man glaubt zwei Fagotts, zwei Klari-netten und zwei Flöten zu hören, welche nach Willkür vereinigt oder einzeln, sowohl im Einklange wie in Oktaven spielen, und muß erstaunen, wie ein Instrument von der Dimension einer Guitarre, Töne hervorbringen kann, welche an Gehalt denen einer Orgel gleichen.

Etwas von Allem. Ein neuerer Reisender erzählt, daß auf der Insel Uamara, welche die Russen entdeckt haben, die Weiber als Münze gelten. Die Preise bei Kauf und Verkauf werden nach Frauen berechnet, und man gibt eine, zwei, drei oder vier, nach Maß-gabe der Kostbarkeit des erkauften Ge-genstandes. Da nun die Weiber dieses Landes ungemein listig und betrügerisch sind, so erhält der Verkäufer wohl oft sehr falsche Münze. — Ein alter Herr aus Glincourt heirathete kürzlich eine noch ältere Dame aus Hautcourt im Ar-condisement Cambrai. Das neue Ehe-paar ist zusammen 132 Jahre alt. Die Lebenserfahrungen beider in Betreff der Ehe müssen sehr befriedigend sein, da der Mann schon drei, und die Dame zwei Mal verheirathet war. — In einer Gesellschaft hielt man sich über ein Fräulein auf, daß sie zu sehr kokettir-te. »Dies ist ein Zug ihres Herzens,« erwiderte Eine, »sie hält, wie Titus, den Tag für verloren, wo sie nicht we-nigstens Einen glücklich gemacht hat. — Die königl. hannoversche Hofopernsän-gerin Mad. Gentluomo hat neulich ein lebendes wildes Schwein zum Geschenk erhalten. Wirklich eine ganz neue Art von erwiesener Aufmerksamkeit. Man hat schon von Schockbündchen, Vapa-gien- und Affen-Präsenten an Kunst-

damen gehört, aber ein wildes Schwein — das ist gewiß die neueste Art eines Cabarey. Aber in der Welt ist Alles Geschmacksfache! — Um die Hand der Dem. Rachel wirbt jetzt ein Pariser Feuilletonist, der unter dem Namen Al-beric Secord schreibt, und somit mit dem Lord Christian Cardignan in Kon-kurrenz tritt. — Ein Zerstreuter klebte beim Weggehen an seine Stubentür einen Zettel, worauf Folgendes stand: »Ich komme heut erst gegen Mitternacht nach Hause. Sollte es zu dunkel sein, um dies lesen zu können, so bitte man den Nachbar um Licht.« — Ein Reisender schreibt, daß in einigen Gegenden von Norddeutschland die Vest des Brannt-weintrinkens bergestalt um sich greife, daß er z. B. in einem hannoverschen Dorfe sogar auf betrunkene Schulkin-der gestoßen sei. — Ein Trinker äußerte den Wunsch: »Wäre ich doch ein Kupferstich an der Wand!« — Gefragt: warum? — versetzte er: »Weil der immer ein Glas vor sich hat.« — Die Wittwe Schwarz, Darmes bejahrte und in der bittersten Armuth lebende Mut-ter, hat von Louis Philippe eine Un-terstützung von 300 Fr. erhalten; zu-gleich gab der König Befehl, sie sogleich in einem Spital unterzubringen! — Sir Robert Peel's älteste Tochter hat bei ihrer Verheirathung mit Lord Billers nicht weniger als 150,000 Pfd. St. zur Aussteuer bekommen: 1,800,000 Gul-den — eine schöne Partie! — Weber's »Freischütz u. das Ballet »Hifelle« ma-chen in der großen Oper noch immer Furore.

Lokal-Beitrag.

Theatralische. Am 31. Juli kam im Pecher deutschen Theater, zum Benefiz der Mad. Mint, „die Nacht zu Paluzzi“, Oper in 3 Akt. von J. v. Fock, Musik von Pen-tenvieder, zur ersten Aufführung. Die Oper fand von Seite des Publikums eine tüch-

Aufnahme, und wenn gleich einzelne, trefflich komponierte Stellen von der Tüchtigkeit des Komponieurs Zeugniß geben, so konnte das Ganze doch keinen Anklang finden; der Kom-positeur hängt zu sehr mit Leib und Seele an dem Alcestrümmichen, der Haarzopf gukt in seinem Werke von allen Seiten hervor; wir finden eine Ueberladung an Instrumentirung, und zugleich einen gänzllichen Mangel der modernen Musik und ihrer Reize. Das Ganze steht da als ein Bild kalter Komposi-teur-Gelbsüchtheit, jedoch keine wohlklingenden, Herz und Sinn anregenden Arien und Mele-dien erquiten das Gemüth. — Der Text von J. v. Fock ist mit Umsicht und Bühnenkennt-niß gearbeitet, auch ist von Seite der Direc-tion die Oper glänzend und prachtvoll ausge-stattet worden. Die Benefiziantin, Madame Mint, ließ alle ihre eminenten Eigenheiten im schönsten Glanze strahlen, u. ihr Vortrag war kräftig und warm, voll Seele und Cha-rakter, sie erhielt allgemeinen Applaus und zahlreiche Hervorrufungen. Die übrigen Mit-wirkenden bewegten sich frei und kräftig in ihren so anstrengenden Partien, und trugen dazu bei, die Oper vom Untergange zu ret-ten. Zu den Glanzstellen der Oper gehört der Wandtänchor im 1. Akte, welcher auch wie-derholt werden mußte. — Das Haus war sehr besucht. J. Sdnr.

— Am 31. Juli gab man in der Fincer Arena, zur Benefiz der Dem. Revie, zum ersten Male: „Der Benfleinring“, Fauber-spiel mit Gesang in 2 Akt. u. einem damit ver-bundenen Nachspiel: „die Vermählung an der Dstee“, in 1 Akt von A. Gleich, Musik von Fr. Gläser. Das immer zunehmende Beset-zen dieser Lokalbühnen hat diekmal in er-höhtem Grade Anerkennung gefunden. Ein volles Haus, in dieser Sommerhitze, dürfte hinlänglich beweisen, wie hoch sie in der Gunst des Publikums stehe. Nicht wie sonst so häu-sig zu geschehen pflegt, daß Benefizianten ihre Hauptaugenmerk bloß auf die Kasse richten; hat sie vielmehr dem Erfordernisse: einer guten Wahl des Darzustellenden, geschuldig und unsere Erwartung in allen Theilen zufriedengestellt. Nicht den lo-talen Koupлет enthält dieses Eingpiel föem-liche Oper-Arien, die, trotz ihrer Schwierig-keit, von der geschätzten Benefiziantin gut durchgeführt wurden. Blatt.

Verlegt von Fr. Wiesen's sel. Wittwe. — Redakteur: Sam. Mosenthal.

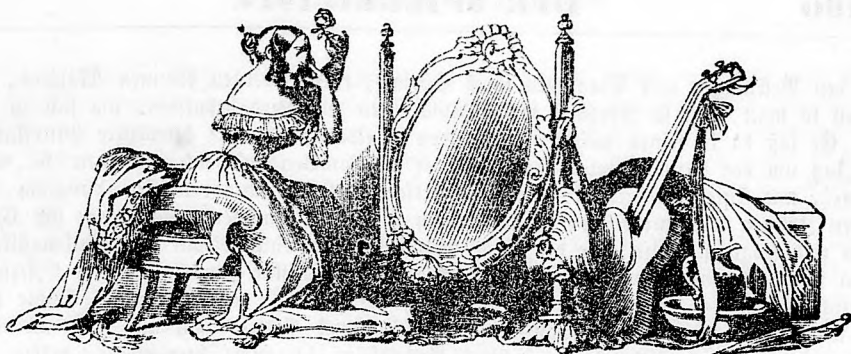


D I

Halbjährige
5 fl. u. post
des Wasser

63.

Ich
Rebe, zu
mäßiges
Sänger
der Klein
Stillstand
darauf ab
auf immer
war, als
hatten ca
sich gleich
geisterber
ber. Das
tane Pau
me, die
eine Sei
ling aus



Der Spiegel

für
Kunst, Eleganz und Mode.

— ❁ —
Fünfzehnter Jahrgang.

Redakteur: Sam. Rosenthal. Verleger: Fr. Wiesen's Wittwe und S. Rosenthal.

62.

Besty und Dfen, Mittwoch, 3. August.

1842.

M a s k e.

(Fortsetzung.)

Claudine gab keine Antwort, ihr Antlitz war bleich, in stürmischem Athmen flog ihre Brust, ihr war wie im Taumel; aber um keinen Preis hätte sie die Augen geöffnet, denn sie mußte nach Innen blicken. In ihrer Seele war ein Chaos, wie Irlichter flammten die Gedanken darin umher; sie konnte keinen festhalten, nur einer drängte sich ihr immer auf, der Gedanke: Botho liegt bezwungen zu deinen Füßen! Sie überließ ihm willenlos ihre eiskalte Hand, die er heftig küßte und dringend rief: „Claudine, gib mir Antwort, was willst du mit mir beginnen?“ Mit einem Male raffte sie sich auf, hielt ein Tuch vor ihre Augen und eilte ihrem Kabinet zu; aber Botho sagte mit leiser, zorniger Stimme, indem er ihre Hand fest hielt: „Claudine, du entgehst mir nicht, die Zauberin hat sich in ihren eigenen Netzen gefangen. Löse dich aus!“ — „Was soll ich thun?“ — „Mir deine Treue verpfänden.“ — Da nahm sie das Tuch von den Augen ab, blickte ihn starr an, als er aber erschrocken vor diesen kalten Augen schmerzlich die feinen schloß, nahm sie rasch seinen blonden Kopf zwischen ihre schmalen weißen Hände, drückte einen heißen Kuß auf seine hohe reine Stirne und — war verschwunden. Botho war es wie ein Traum, und er begriff nicht, wie das Alles gekommen.

Am Abend kam er wie gewöhnlich in den Salon der Gräfin. Es war ziemlich viel Gesellschaft da. Claudine war erhitzt und von unnatürlicher Lustigkeit. Flora sagte zu ihrem jungen Freunde: „So habe ich die Gräfin nie gesehen. Wer vermochte diesen klaren Kristall zu trüben?“ Auch Bothos Benehmen war gezwungen, er wußte nicht, welchen Ton er gegen seine Geliebte annehmen sollte; er zog es darum vor, gar nicht mit ihr zu sprechen, und nahm seinen Platz neben einer jungen, schwarzäugigen Kreolin, mit der er den ganzen Abend in angenommener Heiterkeit scherzte und plauderte. Sie nahm seine Unterhaltung sehr begierig auf und spann sie immer weiter fort. Sie erzählte viel

von den Besitzungen und Plantagen ihres Oheims, eines ledernen braunen Mannes, mit Augen so matt, daß sie jedesmal des Befehls ihres Gebieters bedurften, um sich zu öffnen. Er saß da in seinen weiten schlotternden Kleidern wie eine getrocknete Giftpflanze; ein Zug um den Mund bewies aber, daß er vollkommen mit sich zufrieden sei, oder vielmehr mit seinem Besitzthum, denn mit diesem hatte er sich identifizirt. Langsam, mit langen Zähnen und unzureichenden Lippen sich zu lächeln bemüht, näherte er sich Claudinen und fragte sie leise, wer der junge Mann sei, der seiner Michte und muthmaßlichen Erbin so angelegentlich den Hof mache. „Die Deutschen sind gewöhnlich arm,“ setzte er höhniisch hinzu. — „Es ist mein Freund, Graf Archenfels,“ entgegnete die Dame stolz und wandte sich ab von ihm; nach einiger Zeit stand sie aber auf und ging an einen Tisch, worauf Kupferstücke lagen. „Graf Archenfels, ich suche hier etwas, helfen Sie mir, Sie sind da besser zu Hause als ich.“ — Mit glühenden Wangen trat er heran. „Was soll Ihr Benehmen bedeuten?“ fragte sie ihn leise mit gerunzelter Stirne. „Wollen Sie mich lächerlich machen, oder wollen Sie jene junge Dame zum Besten haben?“ — „Sie haben Recht, Claudine. Erklären Sie, daß Sie meine Braut sind.“ Erschröken sah sie ihn an. — „Ich kann mir ein anderes Verhältniß nicht denken — entweder Sie sind die Meine vor aller Welt, oder wir sind geschieden und fremd.“ — „Trotzkopf!“ sagte Claudine, dann ging sie zu Flora und bat sie, morgen in der Welt zu erzählen, daß Graf Archenfels ihr Bräutigam sei. — Flora gratulirte ziemlich kalt und versprach den Auftrag auszuführen. Dann kehrte die Dame wieder zu ihrem Platz zurück, Botho setzte sich neben sie und vergaß die übrige Gesellschaft, selbst die kleine arme Kreolin, die mit hochrothem Gesicht und blitzenden Augen seiner eifrigen Unterhaltung mit Claudinen zusah; denn er hatte, ohne es zu wissen, im halben Fieber der Kleinen so viel schöne Dinge gesagt und ihr das Köpfschen ganz verdreht, wozu freilich nicht viel gehörte, denn sie war nach Paris gekommen mit dem festen Vorsatz, sich zu verlieben, zu verheirathen. Als Alle weg waren, nahm auch der Bräutigam Abschied. Claudine küßte ihn auf beide Augen und sagte scherzend: „Nun seid ihr mein, ihr blauen Sterne, mein für immer!“

Noch auf der Straße brannten Botho seine Augen. Claudinens Küsse fühlte er wie Flammen darin, er drückte sein Tuch darauf, um sie zu kühlen; es war ihm eine schmerzlich süße, unheimliche Empfindung. Zu Hause schrieb er an seine Mutter: „Ich bin verliebt! Warum bist du nicht hier, du mir das Ideal des ewig Klaren! Meine Braut ist schön, geistreich und liebenswürdig, und dennoch ist sie nicht wie du, das thut mir leid! Sie ist eine junge Wittwe, reich, vergöttert, aber von tadellosem Ruf. Wie sie sich in unserem alten Schloß Archenfels gefallen wird, wissen die Götter — sie wird es aber durch ihre Schönheit verklären. Meine gute Mutter, ich bin so beklommen bei dem Gedanken, wie du meinen raschen Entschluß aufnehmen wirst! — Segne mich, meine Mutter! Claudine hört gern, wenn ich von dir erzähle; es ist schwer, ihr zu erzählen, denn sie selbst spricht vortrefflich. Liebe sie, und hast du keine Liebe mehr übrig, so gib ihr von meinem Theil, und ich bin doch noch reicher als alle andere Kinder der Welt.“

Am folgenden Tage holte Archenfels Anatole aus der Pension, und fuhr mit ihm zu Claudinen. Sie war offenbar unangenehm berührt, daß er das Kind mitbrachte. Botho sagte freundlich: „Er soll seine neue Pflegemutter kennen lernen. Ueberdies gehört er Ihnen näher an als mir. Ahnen Sie nichts, Claudine?“ Ueberrascht, aber ohne etwas zu ahnen, blickte ihn die Braut an. — „Es ist Anatole, der Sohn Ihres Wohlthäters, Ihres Oheims Denonville.“ Eine tödtliche Blässe überzog das Antlitz der jungen Dame, sie stand regungslos mit gefalteten Händen. — „Claudine!“ rief Archenfels, „ich bitte dich um Gotteswillen, sei freundlich gegen das Kind!“ — Da erwachte sie plötzlich, mit einer heftigen Anstrengung hob sie den Knaben zu sich empor, der sich ängstlich sträubte. „Es ist deine Schwester!“ rief ihm Botho zu. — „Ich will keine Schwester!“ und dabei brach der arme Kleine in Thränen aus. — „Hattest du gar keine Sorge um das Kind, Claudine? wußtest du gar nichts von seinem Schicksal?“ — „Wo fanden Sie ihn?“ erzählten Sie mir,“ sagte sie leise, indem sie den erschrockenen, weinenden Knaben niedersetzte, der sich auch sogleich zwischen Bothos Knie suchte. — „Wo ich ihn fand? — es ist wie ein Märchen: ich fand ihn im Walde, halbtodt, erfrorren!“ Und nun erzählte er ihr Alles. Als er vollendet, fragte sie ängstlich: „Was soll nun aus ihm werden?“ — „Wir geben ihm die Hälfte der Aussteuer, die Sie von seinem Vater erhalten, und betrachten ihn als unser Kind, so wie Ihr Oheim Sie als das seinige betrachtet.“ —

Claudine schwieg; Botho war unangenehm dadurch berührt, aber er wagte nicht weiter zu sprechen; ihm bangte um sein neues Glück. Er ging bald nach Hause und befiel Anatole bei sich, denn er war entschlossen, ihn nicht mehr nach der Pension zurückzuschicken.

Seine Zeit verbrachte er nun meistens bei Claudinen; den Knaben nahm er immer mit hin; er brachte ihn dort im Cabinet seiner Koufine bei Bildern und Spielzeug unter, und dennoch blieb derselbe gegen die Dame immer einsylbig und unfreundlich. — Botho schrieb dies einer Art Eifersucht zu, von welcher selbst oft die Kinder nicht frei sind. Die Gräfin war gleich freundlich in ihrem Benehmen; als aber nichts des Knaben üble Laune zerstreuen konnte, ließ sie ihn unbeachtet gehen. — Flora kam seit der Verlobung nicht mehr in Claudinens Haus. Archenfels ging zu ihr und machte ihr deshalb Vorwürfe. — „Nehmen Sie mir es nicht übel,“ erwiderte sie, „aber das ist so meine Art. Sie Beide sind verlobt, was geht Sie die übrige Welt noch an? Sie dürfen aber auch keine Ansprüche mehr an die Welt machen. Denn glauben Sie mir, ein Brautpaar ist für Andere etwas sehr wenig Ergötzliches. Immer zeigen die Brautleute sich zusammen in Gesellschaft wie ein Paar Wagenpferde. Sind sie einmal verheirathet, dann ist es besser; weil Sie so gar lang — für ewig — zusammenbleiben müssen, erlaubt man ihnen, daß sie sich diese Ewigkeit so viel wie möglich durch Getrenntsein erleichtern; ja der Anstand erfordert es sogar, und der Anstand ist ein kluger Mann, er weiß immer, was er will, und warum er es will. Er ist auch nie unbequem, und es ist lächerlich, sich gegen ihn aufzulehnen.“ — „Es ist schön von Ihnen, Mylady, daß Sie mir die Hoffnung geben, Sie wieder öfter sehen zu dürfen, wenn wir verheirathet sind, ein Grund mehr, unsere Hochzeit zu beeilen.“ — „Charmant! und in W. werde ich Sie wohl auch sehen? Sie bringen Ihre junge Frau doch dorthin? denn ich halte es hier nicht lange aus, meine Landsleute sind hier so en masse, daß ich die Unbequemlichkeiten meines Vaterlandes genieße, ohne seine Annehmlichkeiten. Die grünen Hügel, die wogende See, die stolze Themse muß ich entbehren, und dafür meine langweiligen langen Landsleute sehen, die überdies auf dem Kontinent hundertmal unausstehlicher sind als zu Hause. Da lobe ich mir W., da gibt es wenige Engländer und eine muntere, vergnügungsfüchtige Gesellschaft, wie hier; Literatur und Künste vermisse ich nicht; ich bin ein Weltkind, und nur Eines kann ich nicht entbehren — geschiedte Menschen, und die findet man überall.“

„Überall? Ja das glaube ich, daß Sie überall welche finden, denn ein Fuchs riecht den andern. Es ist sonderbar, wie die geistige Vollkommenheit sich anzieht und zusammenhält, während die äußerliche, körperliche Schönheit sich vereinzelt hält und nicht gern in Gesellschaft von ihres Gleichen ist.“ — „Daran sind nur die Männer Schuld, die immer von schönen Frauen sagen: diese und jene ist schöner, aber die Dame ist doch die schönste, während sie beim Verstand nicht den ewigen, unausstehlichen Vergleichungsmaßstab anlegen, sondern sich begnügen zu sagen: sie ist geschiedt, aber nie: sie ist die geschiedteste Frau unserer Gesellschaft.“ — „Das liegt darin, weil die geistigen Eigenschaften nicht so klar dem prüfenden Auge entgetreten wie die äußern; übrigens ist dies ein Fehler, den ich nie begehe, denn schöne Frauen erscheinen mir gerade wie Blumen: alle sind schön, aber keine ist die schönste. Die liebste ist mir wohl immer Eine, aber zum Lieben hat jeder ein freies Recht, eine freie Wahl.“ — „Welche Blume lieben Sie denn am meisten?“ — „Die Rose, Mylady; obgleich dieser Geschmack nichts weniger als originell ist, so gestehe ich ihn dennoch. Ich finde die andern Blumen schön, manche sogar noch prachtvoller, aber in meinem Zimmer mag ich nur die Eine.“ — „Ihre Braut gleicht aber keiner Rose, sie erscheint mir wie eine wunderschöne Camellia. In W. war eine Dame, die ich immer die weiße Rose nannte, weil sie von so gar zarter und lieblicher Schönheit war. Es ist nicht zu leugnen, sie war etwas affektirt, aber vielleicht verliebt sich das, und dann verdient sie mit vollem Recht den Namen der weißen Rose.“ — „Ihr Name?“ — „Es ist die Fürstin Alma Lauenstein.“

Auf dem Heimwege schwebte das süße Gesicht Almas vor Bothos Augen; sie sah so unbeschreiblich raurig aus wie beim Abschiede, und erst die blendend schöne Camellia, wie sie Lady Flora nannte, vermochte die arme weiße Rose aus seiner Erinnerung verschwinden zu machen.

Heiß leuchtete die Sonne durch Claudinens rothe Vorhänge, die sie herabgelassen, das ganze Zimmer war mit einem Purpurschein erfüllt, der die schöne Gestalt auf dem

Divan verklärte. Die Dame hatte vor sich eine Chatulle stehen, in welcher ihre schönen Hände kramten. Da trat Botho ein; er blieb eine Zeit lang an der Thüre unbemerkt stehen und bewunderte seine reizende Braut im Verklärungsschimmer. Endlich gewahrte sie ihn. — „Helfen Sie mir Botho; ich suche mir eben Kameen zu einem Schmuk aus, den ich am Hochzeitstage tragen will. Ich weiß keinen bessern. Perlen bedeuten Thränen; Diamanten trägt Jedermann, dem es möglich ist, sie zu bezahlen; also bleibt mir nichts Dislinguirtes als Cameen. Ich habe dieses Kästchen mit von Rom gebracht und seitdem nicht geöffnet; ich weiß, daß ausgezeichnet schöne dabei sind. Aber Sie sollen sie auswählen. — Da!“ Und sie schob es ihm hin und lehnte sich nachlässig zurück, als wolle sie gar nichts mehr damit zu schaffen haben. — Botho begann auszupaketen; Claudine stand auf, trat vor den Spiegel und ordnete ihr Haar. Da fiel eine schön geschnittene Diana aus dem Papier zur Erde. Der Graf hob sie auf, und nachdem er sie flüchtig betrachtet, glättete er das Papier, um sie wieder hineinzuwickeln, denn sie gefiel ihm nicht. Das Blatt war ein abgerissenes Stück von einem Briefe. Bothos Augen fielen auf die Unterschrift. Er las „Pierre Meyer.“ Darüber stand: „Ich erwarte mit Sehnsucht die Antwort der gnädigen Gräfin wegen Ihres armen kleinen Vetter.“ — Wie ein Blitz flog er auf, den Brief in zitternder Hand. „Was ist das für ein Brief, Claudine?“ — Rasch überblifte die Dame Alles; sie faßte sich und erwiderte mit dem Trotz der Schuld: „Der Brief eines Bedienten.“ — „Also du wußtest um das Schicksal Anatoles? Claudine, welche ein Schmerz!“ — „Graf Archenfels, ich habe keine andern Verpflichtungen, als die ich mir selbst auferlege.“ — Dann etwas mildernd, setzte sie hinzu: „Nehmen Sie die Sache nicht so hoch; bedenken Sie, daß wir diesen, Ihnen so unangenehmen Vorgängen unsere Bekanntschaft verdanken. Seien Sie nicht so romantisch. Noch ist nichts verborben. Als ich hieher kam, fragte ich nach dem Kleinen, erfuhr aber nichts über ihn, und damals, als ich diesen Brief erhielt, war gerade mein Gemahl gestorben und Geschäfte nahmen meine ganze Thätigkeit in Anspruch.“ — Kalt trennte sich Botho von ihr beim Weggehen; er hatte kein Wort mehr gesprochen, und sie war zu stolz, sich noch mehr vor ihm zu demüthigen. — Eine Stunde darauf erhielt sie folgendes Billet: „Leben Sie wohl, Claudine. Wir sehen uns nie wieder. Wir sind zu verschieden, wir können nicht glücklich sein. Was mir das Höchste gilt im Leben, Dankbarkeit, Pflichtgefühl, edler Stolz, erscheint Ihnen nur als romantische Einbildung. Vergessen Sie mich und Anatole, dem ich ein Vater sein werde.“ (Fortsetzung folgt.)

Portfolio der Neuigkeiten und Ansichten.

Die Geldkrankheit.

Europa und Amerika, die ganze zivilisirte Menschheit, leidet an einem fürchterlichen Uebel, das jetzt in eine gefährliche Krise übergeht. Einige große Banquiers haben sich des Geldstroms der zivilisirten Menschheit bemächtigt und lassen ihn nur fieberisch zirkuliren. „Wenn man den europäischen Patienten nach dem Puls, den Börsen, beurtheilt, befindet er sich sehr matt und schwach“, sagt die „Dorfzeitung.“ In England ist bekanntlich die Massenarmuth auf die fürchterlichste Höhe gestiegen, alle Theile der niedrigen Bevölkerung sind hier wegen Trockenheit und Dürre, wegen Mangel an Lebensblut, Geld, auf's Entsetzlichste entzündet; vor Schmerz und Hunger wüthen Tausende und schreien zu der armen Königin, die für ihre Person wohl nicht dafür kann, um Brod und das unveräußerlichste Recht des Lebenden. Ueberall empören

sich Arbeiter. In Spanien und Portugal entsetzlich Geldmangel und politische Ohnmacht die ganze Bevölkerung immermehr. Frankreich mit seiner politischen Faktions- und Fraktionsucht treibt eben seine innern Schäden auch sichtbarlich zur Oberfläche, seitdem des Herzogs von Orleans Tod eine andere politische Zukunft zeigt, die freilich kein Mensch kennt, mit der aber doch die Söhne des Merkurs schon freile Spekulationen beginnen. In Amerika ist die Noth und die Wuth nach Geld so weit gediehen, daß die schwachen Keime der Humanität unter den Füßen der handelsüchtigen Gegenwart böse Zukunft machen.

Mignon - Zeitung.

London. Der Bruder Etudio bleibt sich, wo er noch als solcher gedeihen kann,

zwar überall gleich, doch in Bezug auf politische Gesinnung besteht zwischen dem englischen und deutschen der Unterschied, daß dieser als Studio fast immer liberal ist, bis auf das Examen, wo der Servilismus bei den meisten Regel wird, während der englische von Haus aus ist, was er ist und meistens bleibt. Zu Cambridge sind die Fische und Jungbursche hochtroyistisch; dies gaben sie bei der Einsetzung des Herzogs von Northumberland zum Kanzler der Universität in ihren Lebehochs u. Mistönen kund, mit denen die Pausen bei der Feierlichkeit ausgefüllt wurden. Die Lebehochrufe galten der Königin und ihrer Familie, dem Herzog von Wellington, den Erzbischöfen und Bischöfen, Sir R. Peel u. den Ministern, General Sale und der indischen Armee ic.; durch die Mißlaute wurden Daniel O'Connell mit dem jungen Dan (seinem Sohne), „Hänschen Mussell“ (Lord John Russell), die Whigs, die Radikalen, die Vorsteher der Universität gefeiert; den Schluß machte ein allgemeines Wollen zu Ehren der „Pudel“ (Pudelle) — bull-dogs heißen sie nach englischem akademischem Sprachgebrauch.

Etwas von Allem. In allen Dritten und Enden Feuersbrünste, große u. kleine! Alle Journale sind mit den schauderhaftesten Details gefüllt; die Wohlthätigkeit ist beinahe erschöpft, man weiß nicht mehr, wem man zuerst seine Milde soll angedeihen lassen. Mit Recht bemerkt ein Blatt: „Die zahlreichen Feuersbrünste unserer Tage lassen sich nur durch den vermehrten Gebrauch der Cigarren und Reißzündhölzchen erklären, und das Uebel wird noch eine weit fürchterlichere Höhe erreichen, falls nicht durch strenge Anordnungen der Regierung dem Unfug mit Cigarren und Zündhölzchen Einhalt gethan würde.“

* * * A. Weill sagt im „Kometen“, wo er über die deutsche Oper in Paris spricht, Folgendes über Beethovens „Fidelio“: „Fidelio selbst ist keine Oper, die für dramatisch gelten kann. Beethoven mag noch so groß sein, das ist keine Oper, sondern eine immerwährende Symphonie. Fidelio würde hier so wenig wie in Deutschland als Oper Glück machen, es ist eher eine großartige Studie.“

* * * Die Engländer haben den Naturforscher den Scherznamen Langköpfe gegeben. Die Lokalsubskriptionen für die Kosten der diesjährigen Langkopfsversammlung zu Manchester sollen nicht weniger als 2730 Pfd. Sterl. betragen haben. John Bull nekt gern, aber er thut auch etwas, wenn's gilt.

* * Der Zufall hat oft seltene Launen. Im vorigen Jahre trafen der fröhliche Einzug des Königs von Preußen in Breslau und das Attentat auf den französischen König an einem Tage (15. Oktober) zusammen; dieses Jahr hat wieder ein und derselbe Tag (13. Juli) den unglücklichen Tod des Herzogs von Orleans in Paris und die Freudenfeier der silbernen Hochzeit des Kaiserpaars in St. Petersburg herbeigeführt!

* * Die „Dorfzeitung“ meldet: „Man soll nichts wegwerfen; man weiß nicht wo man's noch braucht. Die Göttinger Bürger hatten vor zwei Jahren, als der König kommen wollte, ein großes Gedicht und eine Fahne machen lassen, aber er kam damals nicht. Vor einigen Tagen kam er bei Göttingen vorbei, und nun wurden Fahne und Gedicht noch angebracht. Ueberrascht über den Empfang befahl der König, durch die Stadt zu fahren.“

* * Man liest im Ind. und Gen. Blatt: „Die Wirths-Industrie macht in Grätz Fort- und Rückschritte, wie man es nehmen will. Hr. Wirthalm kündigt nämlich in seinem Koliseumgarten abwechselnd Reunionen u. Gartenmusik, unter dem Titel: „Die neue Zeit“ und dann wieder „die alte Zeit“ mit alter Musik, Bedienung nach altem Schlage und Speisen nach alter Art und Benennung, an. Das Entree zu diesen Abendunterhaltungen ist ein Kupfersechser. In einem Abende hat Hr. Wirthalm auch wirklich 800 solcher Kupfersechser eingenommen, und das Publikum ist mit dem Aufgetischten der alten Zeit vollkommen zufrieden.“

* * Nach der unterm 15. Juli veröffentlichten Angabe der vom Senate in Hamburg eingesetzten öffentlichen Unterstützungsbehörde beläuft sich die Totalsumme der bis zum 30. Juni Abends eingegangenen Geldebeiträge auf 3,400,000 M. Bco. oder 2,170,000 fl. C. M.

* * Man schreibt aus Berlin: „Mehrfachen, sehr glaubwürdigen Versicherungen zu Folge, haben wir mit Ende des Jahres ein Preßgesetz zu erwarten, wonach Allen, die einen akademischen Grad haben, Preßfreiheit unter sehr strengen Repressivmaßregeln, wobei königliche Gerichte, nicht Geschworene, die Entscheidung über das „Schuldig“ aussprechen, zugesichert wird, die Anderen dagegen irgend einen beliebigen Regierungsbeamten oder Professor sich zum Censor zu wählen angewiesen werden, und dann aller Verantwortlichkeit überhoben sind.“

* * Merkwürdiger Weise soll vor dem Tode des Herzogs von Orleans in einer Unterhaltung zwischen dem König und dem Herzog

von Orleans von den Unglücksfällen bei Fuhrwerken die Rede gewesen sein. Der König äußerte bei dieser Gelegenheit, daß jedesmal, wenn die Pferde mit dem Wagen durchgingen, der beste Rath der sei, ruhig im Wagen zu bleiben; der Herzog v. Orleans äußerte dagegen, daß es ihm besser schiene, herauszuspringen. Der unglückliche Zufall wollte, daß nach 4 oder 5 Tagen dieser Meinungsstreit auf so furchtbare Weise entschieden werden sollte.

* * Für das Haus des Gewürzkrämers, in welchem der Herzog von Orleans gestorben, hat die Civilliste 110,000 Fr. bezahlt. — Eigenthümlich ist es, daß der Prinz von Soinville die all seiner Familie zustossenden Unglücksfälle während einer Seereise erfährt. Die Nachricht von dem Tode seiner Schwester, der Prinzessin Marie, kam ihm auf der Rhede von Brest zu.

* * Der Tod des Herzogs von Orleans macht auf eine merkwürdige geschichtliche Thatsache aufmerksam. Seit 1643 nämlich, also seit 200 Jahren, hat in Frankreich kein Kronprinz oder Sohn der unmittelbar vorhergehenden Monarchen den Thron bestiegen.

* * Man schreibt aus London: „Während die Noth an vielen Orten noch immer im Zunehmen ist, erfährt man zwei tröstliche Nachrichten: die Getreideernte fällt in England selbst über Erwarten gut aus, noch weit besser aber in den Vereinten-Staaten; man vernimmt, daß aus der nordamerikanischen Union auf die enorme Ausfuhr von sechs Millionen Fässer Mehl gerechnet werden kann.“

* * Baron Dupotet in Paris, hat bereits neunzehn Taubstumme durch Magnetismus geheilt. Sein Verfahren ist von der medizinischen Akademie geprüft, und im höchsten Grade anerkennend aufgenommen worden. Seine Versuche bringen wunderbare Wirkungen hervor. (?)

* * Auf einem Londoner Friedhofe ist folgende Grabchrift zu lesen: „Geh vorüber, Leser! verliere deine Zeit nicht mit dem Lesen elender Prosa und schlechter Verse. Dies Grab sagt dir, was ich bin, wozu brauchst du zu wissen, was ich war.“

Lokal-Beitrag

Theater.

Deutsches Theater. Als Don Juan betrat Hr. Pellegrini am 30. v. M. zum letzten Male unsere Bühne. Obwohl die Partdie zu der Individualität des geschätzten Gastes nicht sonderlich paßte, so bewegte er sich doch darin mit vie-

ler Leichtigkeit und großer Nonchalance, und was den Gesang betrifft, war er voll Kraft, Frische und Ausdruck. Das Champagnerlied war die Krone der Leistung, es wurde stürmisch zur Wiederholung verlangt. — Mad. Mink sang trefflich die Donna Anna u. ausgezeichnet war Hr. Stieghelli als Don Ottavio. Nachdem verdient Dem. Mittelermayer, als Zerline, ehrenvolle Erwähnung. Das Haus war bei dieser klassischen Oper und bei dem letzten Auftreten eines berühmten Gastes schwach besucht. Dies würde uns mehr wundern, wenn wir nicht so eben aus Wiener Blättern entnehmen könnten, daß drei Tage vorher die klassische Oper: „die Vestalin“ das k. k. Hofopertheater nächst dem Kärnthnerthore, trotz der Mitwirkung zweier Gäste, schauderhaft leer ließ. Der Sommer war von jeher dem Theater nicht hold, aber der von 1842 scheint blos Feuerwerke für die schaulustige, oder vielmehr = traurige Welt geschaffen zu haben.

Nationaltheater. Donizettis Oper „Lucrezia Borgia“ veranlaßte am 1. d. M. ein in allen Theilen überfülltes Haus. Die Magnete waren: Frln. Henriette Carl (Lucrezia) und Hr. Wurda (Gennaro). Beide Gesangsvirtuosen sangen u. spielten mit großer Meisterschaft und enthusiastischen das Publikum in hohem Grade. Fr. Carl war besonders am Schluß des zweiten Actes so eminent, und wußte, bei so vielen materiellen Mitteln, zugleich solch einen geistigen, hochtragischen Effect hervorzubringen, daß diese Scene allein den gerechtesten Anspruch auf Klassizität machen kann, und gewiß ist sie hier wie im Duette des dritten Actes mit Frn. Wurda unvergleichlich. Es ist zu bewundern, wie bei dem erforderlichen so großen physischen Aufwande dieser Partdie, ihre Kräfte bis zur letzten Note in unerschöpflicher Frische blieben. Die Künstlerin ward etwa zehn Mal gerufen. — Hr. Wurda schuf aus seiner Partdie ein herrliches dramatisches Tongebilde und glänzte besonders in dem zur Wiederholung verlangten Terzette, wo er voll Mark, Metall, Schmelz u. mit ergreifendem Ausdruck sang. Auch ihm wurden alle Auszeichnungen und unzählige Hervorrufungen zu Theil. — Verdienstlich war auch Hr. Conti (Alfonso), der besonders in seiner großen Arie brillirte und einen kunstgerechten Vortrag entwickelte.

Festher Sommertheater. Den 1. d., zum Benefiz des Herrn Regisseur Rott: „Der Sohn des Waldes, oder: Liebe macht selbst einen Bären zahm“, parodirende Posse mit Gesang von W. Weil. Ein äußerst zahlreiches, gewähltes Publikum überfüllte alle Räume dieses anmuthigen Theaters und der geschätzte Autor hat sich in dieser parodirenden Posse seiner Aufgabe auf frappante Weise entledigt. Nicht blos die speziellen Charaktere, sondern auch die Hauptidee des parodirten romantischen Dramas erscheint hier im Gewande des Humors, der schnelle Gefühlswechsel eines wilden, weiberschönen Schützen ist drastisch und psychologisch motivirt; die Stufenfolge der Befehrung dieses indifferenten Waldmannes auffallend pointirt; es fehlt nicht an witzigen Situationen und fernlichten Lebensansichten, und wir glauben mit der Befauptung nicht zu irren, daß dieses lebenskräftige, heitere

und was
t, Frische
die Krone
Wiederho-
efflich die
Stieghelli
Dem. Mit-
wähnung.
Oper und
en Gastes
wundern,
ttern ent-
die kla-
Hofoper-
der Mit-
st Leer
Theater
los Feu-
vielmehr
D.

Oper „Lu-
M. ein in
Magnele
Lucrezia)
Gesangs-
Meister-
um in ho-
Schlusse
wüßte, bei
sich einen
ubringen,
Anspruch
wiß ist sie
mit Hrn.
ändern, wie
schen Auf-
zur letzten
Die Künst-
Hr. Wur-
es drama-
es in dem
wo er voll
Aus-
zeichnungen
l. — Verz-
), der be-
und einen
F.

Den 1. d.,
tt: „Der
selbst ei-
mit Ge-
reiches, ge-
me dieses
zte Autor
iner Auf-
Nicht blos
ie Haupt-
s erscheint
nelle Ge-
en Schü-
wirbt; die
differenten
fehlt nicht
Lebensan-
hauptung
e, heitere

Bühnenprodukt, auf allen Bühnen, so dargestellt wie bei uns, ein Repertoirestück werden muß. Die Hauptrollen waren in den Händen der Damen Baum und Klimmetsch, der H. H. Rott, Böllner und Gäbe, welche mit dem Aufgebote ihrer siegenden vis comica das Zwischfell erschütterten; aber auch die Epifoden wurden von den H. H. Simeon, Gächter, Malitzky, Donna u. Macho verdienstlich durchgeführt. An der lieblichen Musik zu den Chören und Couplets hat Hr. Seydl, Regisseur der Dfner Bühne, den größten Antheil. Schade, daß ein plötzlich eingetretenes Regenwetter einige Störung herbeiführte und Hinzuglasung der treffendsten Couplets veranlaßte. Nach den Schlusssätzen wurden der Benefiziant, die Hauptbeschäftigten und der Dichter stürmisch gerufen, in dessen Namen Hr. Regisseur Rott dankte.

— Der berühmte Tenorist Wild ist in Pesth angekommen.

Dfner Arena. Die mit vielem Beifall aufgenommene Gelegenheitsposse: „Das Wachsfingern-Kabinet“ von dem ausgezeichneten Komiker Hr. Nielas, kam am verflohenen Sonntag zum dritten Male zur Aufführung und versammelte wieder — Trotz dem, daß Jupiter Pluvius Gesichtser schnitt, als ob er Thränen in Strömen vergießen wollte — ein äußerst zahlreiches Publikum, das durch diese höchst ergötzliche, mit vielen komischen Effekten ausgestattete Burleske, in die heiterste Stimmung versetzt wurde und den talentvollen Verfasser mit häufigen, wohlverdienten Beifallsrufen auszeichnete. Hr. Nielas ist für Theaterunternehmer eine ganz superbe Acquisition. Seine ausgezeichnete vis comica, seine an den Tag gelegte treffliche Befähigung zum Lokalbichter und sein sonstiges Vertrautsein in allen Fächern des Theaterwesens dürfte jeder Direktion sehr glückliche Vortheile gewähren.

Buntes Pesth. (Stellwagenfahrt ins Kaiserbad.) Mit zwei Freunden, welche der jüngstvergangene Medardi-Markt nach Pesth rief, saß ich eines Nachmittags vor dem sogenannten Redouten-Kaffehaus, erquikte mich an einer Schale „Schwarzen“ und rauchte eine Cigarre dazu, die man mir für eine echte Havannah verkaufte, die aber gewiß Amerika eben so wenig sah, als ich die Mongolei. Die Theaterzettel versprachen nichts Interessantes — was mit dem Abendstunden anfangen, um selbe angenehm und kurzweilig zuzubringen? Nach langem Debattiren wurde endlich einstimmig beschlossen, eine Fahrt ins Kaiserbad zu machen. Da mir eben einige Tage vorher ein argloser „Schwabe“, den Handelsgeschäfte nach Pesth führten, erzählte, daß er einem Fiaker für eine Fahrt vom Theaterplatz bis nach Dfen ins Bankamt, wo er zehn Minuten verweilt und sogleich wieder zurück fuhr, zwei Gulden Silbermünze zahlen mußte, so suchte ich meine Freunde vor den Krallen dieser Vampire, denen man die Tare noch im Innern des Wagens wird anbieten müssen, zu schützen und machte den Vorschlag, die Fahrt mit den bequemen eleganten Gesellschaftswagen zu versuchen, der sogleich angenommen wurde. —

Ein Herr Neber, der vormalige Pächter des Kaiserbades, war der Erste, welcher zur Bequemlichkeit des Publikums diese Gesellschaftswagen ins Leben rief, und jetzt, wo die Fahrten im Schwunge sind, wo sich das Unternehmen rentirt und so manche Schöne einsehen lernte, daß es viel weniger erniedrigend sei, mit einem Bischofsmäntelchen u. Florentinerhut in einem Stellwagen zu fahren, als beim Greißler die Kipfelschuld zu kleiden — jetzt ist es dahin gekommen, daß Andere da ärzten, wo Hr. Neber gesäet hat, was allerdings Hrn. Neber nicht allein geschieht, u. ihm beweisen mag, wie dies schmerzt. — Die Stunde der Abfahrt schlug, der Wagen war voll u. bewegte sich langsam über die Brücke. Ganz rückwärts saß ich mit einem Freund, vor uns der Dritte im Bunde, mit einer eleganten Dame, die ein allerliebtestes Mädchen von ungefähr sechs Jahren bei sich hatte, auf dem vordersten Sitze endlich, mit dem Rücken gegen den Kutscher, saß eine Mutter mit einer Tochter, ja mit einer Tochter, wie soll ich aber meinen verehrten Lesern diese Prachtausgabe von einem Töchterlein beschreiben? Soll ich von den Rosengewangen, Purpurlippen, Perlenzähnen, von dem Grazienwuchs oder den Lilienhügeln phantastiren? si done! da käme zuletzt noch ein blaßes mond-süchtiges Gedicht heraus, vor dieser Gattung Poesie bewahre mich die Gottheit meiner asiatischen Ahnen, die nach der Aussage gelehrter Slaven ein weißes Roß gewesen sein soll; genug an dem, die Tochter war schön, äußerst modisch und geschmackvoll gekleidet, wodurch sie von der etwas roccoco aussehenden Mutter bedeutend abtath. — Die Tochter verschwenderisch kleiden, sich aber selbst vernachlässigen, ist ja in jetziger Zeit fast Pflicht und Schuldigkeit der Mütter geworden, die Mädchen dürfen nicht sitzen bleiben, sondern müssen bei Zeiten an Mann gebracht werden. Da nun der Anzug der Auslagen des schönen Geschlechts ist, so wird darauf Alles verwendet, um Käufer ins Gewölb zu locken, die sehr oft l'homme mine au mauvais jeu machen u. durch die Finger sehen müssen, wenn ihnen verlegene Waare unter die Hände kommt. — Das kleine Mädchen, welches die elegante Dame bei sich hatte, war sehr unruhig, schlenderte mit den Füßen herum, aß schwarze Kirschen und warf die Kerne bald rechts, bald links, so daß unsere weißen Beinkleider und die Redingote von Linon, welche die Reize der schönen Tochter verhüllte, in Gefahr geriethen. — Am nun die auf allen Gesichtern lastende Unruhe zu beschwichtigen, nahm ich die Kleine zu mir auf den Schooß, worüber die Gesellschaft sehr erfreut war, besonders aber die elegante Dame, die nun desto ungehinderter mit meinem Freund, der den jolies coeur spielte, plaudern konnte. — „Bleib fehr ruhig,“ sagte ich zur lebhaftesten Kleinen, nach einer Weile, „wenn du gut bist, so wirst du einst meine Frau.“ — „Ich heirathe nie,“ sagte das Kind. — „Warum?“ fragte ich ganz versteinert. — „Wenn der schlimme Vater die gute Mutter prügelt,“ erwiderte die Kleine, „so sagt sie immer: lieber ins Wasser springen, als heirathen.“ — Gerne hätte ich in dem Augenblick einen Spiegel bei mir gehabt, um zu sehen, wie mir vor

Erstaunen das Gesicht aus dem Leim ging. — Da die Elegante ganz Liebe und mein kourmachender Freund ganz Wonne war, so hatte ich die beruhigende Gewißheit, daß sie von diesem Geständniß der Kleinen keine Sylbe vernahmen. Als wir in der Wasserstadt an eine Stelle kamen, wo das Straßenpflaster so gut ist, daß sich die arme Seele des Menschen in das Innerste des Körpers zurückzieht, um ja nicht herausgestoßen zu werden, und das Geräffel der Wagen fürchtbar war, so faßte ich Muth, u. fragte die Kleine: „Wer ist denn dein Vater?“ — „Mein Vater ist ein Schneider.“ — „Wo ist denn deine Mutter?“ — „Die ist zu Hause und wascht.“ — „Wer ist denn also die schöne Frau hier?“ — „Die Fräulein Schilli?“ (Julie) fragte die Kleine, „die ist nicht meine Mutter, die ist nur die Mama, die wohnt neben uns, kauft mir meine schönen Kleider und geht mit mir den ganzen Tag spaziren.“ — Nun hatte ich genug, um mir, wie die Wiener sagen, Knödel u. Strudel herauszunehmen — Der Wagen hielt im Hof des Kaiserbades, mein verliebter Freund verlor sich mit der Mama und der Kleinen auf die Insel, wo Mancher beim Einsteigen in den Kahn von dem Fährmann vorerst befragt wird, zu welcher Religion er sich bekenne! — Mein anderer Freund aber stürzte sich mit mir in ein Türkenbad. — Der neue Bau des Badhauses ist sehr geschmackvoll und zweckmäßig, und dieser Heilort ist jetzt mehr als je der Sammelplatz für hundert Müßiggänger und eben so viel puzsüchtiger, coquetter Weiber. Denn von Allen, die da kommen, ist nicht der zehnte Theil krank, oder des Bades bedürftig. Wir blieben ziemlich lang im Wasser, machten eine kleine Promenade und setzten uns schon zum Souper, als mit eintretendem Dunkel die Flüchtlinge von der Insel zurück kamen, sich's trefflich schmecken ließen, und auch dem Märzbiere nicht abhold blieben, so daß in den Augen der Mama schon etwas mehr als Liebe zu lesen war. Den Rückweg machten wir auf dem Wasser in einem leichten Kahn. Am Theaterplatz in Pesth trennten wir uns, meine Freunde führte ich in ihren Gasthof, und ich schrieb als ich nach Hause kam, wegen Mangel an Schlaf, diese Kleinigkeit nieder.

Daquerrötyp-Portraits. Liebhabern der Lichtbilder zeigen wir an, daß, in Abwesenheit des Herrn Maraston, einstweilen dessen Schüler in der Wohnung des Künstlers fortwährend sehr gelungene Daquerrötyp-Portraits verfertigt. Proben dieser Arbeiten sind in der Buchhandlung der Hrn. Kilian u. Comp. einzusehen.

Kirchenmusik. Am 15. d. M. wird in der Pesther Stadtpfarrkirche Cherubinis große Messe in D-moll, unter der Leitung des Herrn

Bräuer exekutirt werden, worauf wir alle Freunde erhabener Kirchenmusik aufmerksam machen.

Carillon. Vor einigen Wochen errichtete man ein gewaltiges Gerüst vor der Donaufronte unsers Theaters; jetzt wurde das Gerüst wieder abgenommen. Das muß ein schönes Sämmchen gekostet haben. Nun gibt es aber Leute, die sich die Augen anstrengen, um zu entdecken, welchen Nutzen dieses Gerüst eigentlich hervorbrachte. Ach, die Kurzsüchtigen!

* Das Aeußere des Nationaltheaters, das bis jetzt solch ein ungefalliges Ansehen hat, soll endlich ein Mal einen Anstrich erhalten. Man hofft, daß auch das Innere bald eine Farbe annehmen wird.

* Man beabsichtigt im deutschen Theater nicht nur ein neues Podium, sondern auch einen neuen Schnürboden herzustellen. Eine neue Zugmaschine wäre auch sehr nothwendig.

* In dem Pesther deutschen Theater wurden die Preise erhöht und die Leute gehen nicht hinein; in dem Ofner Theater wurden die Preise herabgesetzt und die Leute gehen nicht hinein; in dem Nationaltheater wurden die Preise weder erhöht noch herabgesetzt, u. die Leute gehen nicht hinein — Summa summarum: Man geht nicht ins Theater.

* In der Christinenstadt zu Ofen hat dieser Tage ein Jude einen Christen erschlagen und das Volk wollte dafür die Lechter des Juden verbrennen. — Der Leser erstaunt ob dieser Nachricht? Nun — das ist die Handlung des Stückes „Ben-Na“, das am 29. v. M. in der Arena gegeben wurde.

* Man liest im Sammler: „Kräftige Männer mit Schnurrärten geziert, verfertigen Damenarbeiten in Pesth. — Das ist ächt antik; denn wem fällt da nicht Herkules an Spinnroten ein?“ Gut gesponnen, Hr. Sammler!

* Ein Arader Korrespondent schlägt den Waaren-Umsatz des dortigen letzten Peter und Paul-Marktes auf nicht weniger als fünfzehn Millionen Gulden an. Es muß auf diesem Markte viel mit optischen Vergrößerungs-Gläsern verkehrt worden sein.

* Auf der Ofner Ellipse ist jetzt wöchentlich zwei Mal Militärmusik, die die elegante Welt zahlreich herbeilockt. Das verdient den vollen Dank des Publikums; denn dieser Ort ist viel geeigneter und nicht so beengt zu diesen Amusements, als einige Straßen Pesths, wo diese Musiken in später Nacht oft Menschenklassen in dichte Haufen versammeln, die sich nicht versammeln sollten.

Beilage: „Der Schmetterling.“ No. 15.

Halbjähriger Preis 4 fl., mit Postverendung 5 fl. — Auf Velinpapier mit ersten Kupferabdrücken 5 fl. u. postfrei 6 fl. C.M. — Man pränumerirt im Redaktionsbureau zu Ofen (Wasserst., Burghügel, Nr. 81. nächst der Schiffbrücke), in den Kunsthandl. G.S. Ehrenreich u. Neumann, G. Miller u. J. Wagner in Pesth u. bei allen k. k. Postämtern.

Ofen, gedruckt in der königl. ungar. Universitäts-Buchdruckerei.